

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1844

9 (28.4.1844)

Karlsruher Beobachter.

Beiblatt zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 9.

Sonntag den 28. April

1844.

Einige Worte über den Ausbau von Karlsruhe.

III.

Nach einem längern Zwischenraume kommen wir abermals auf den zur Sprache gebrachten Gegenstand zurück.

Noch hat sich keine Stimme darüber vernehmen lassen, und unendlich beklagenswerth würde es seyn, sollte unterstellt werden müssen, es seye Gleichgültigkeit der Grund dieses Schweigens. Dieses können wir aber bei einem augenscheinlich hochwichtigen, in seinen Folgen so mächtig wirkenden Gegenstande unmöglich unterstellen, obgleich wir die Ursache solcher Theilnahmslosigkeit nicht zu erklären vermögen.

Dem sey nun, wie ihm wolle, unsere Absicht ist nach unserer innigsten Ueberzeugung eine gute, und darin liegt unser Verus nicht, zu schweigen, und unsere Entschuldigung, wenn das Gesagte nicht allgemein Anklang findet; denn nicht selten widerstrebt das allgemeine Interesse dem des Einzelnen. Mag auch unsere Stimme fruchtlos verhallen, es bleibt uns die Beruhigung, welche, in gleicher Lage mit uns, jener in dem bekannten Ausruf fand.

„Dixi et salvavi animam meam.“

Wenden wir unsern Blick zurück in die Vergangenheit unserer Vaterstadt.

Die Motive ihrer Entstehung, wie ihre Geschichte, kann als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, denn nur ein kurzer Zeitabschnitt trennt die Gegenwart von ihrem Entstehen. Sie wurde gegründet ohne Rücksicht auf ihr künftiges commercielles und industrielles Aufblühen.

Einzig und allein war ihre ursprüngliche Bestimmung, der stille Wohnsitz des Fürsten zu seyn. Bald wurde der Hof und die Regierung hierher gezogen und bei der Vergrößerung des Landes und der Concentrirung der Staatsstellen wuchs auch die Stadt; ein Kind der Gnade. Denn von den Hauptadern des Verkehrs, von der Wasserstraße, wie von der Landstraße, gleich fern, wurde ihr Grundstein gelegt, und ihr Markstein reicht

kaum weiter als die Dächer ihrer Häuser. Von Feldbau konnten wir demnach nicht leben, und wegen der mangelnden Communicationsmittel waren die Gewerbetreibenden aller Gegenden des Inn- und Auslandes, welche sich wegen des hier statthabenden Consums einzuwandern veranlaßt fanden, lediglich auf den Bedarf des Hofes und der Regierungsangestellten verwiesen. So oft nun ein Mißverhältniß eintrat zwischen der Production und Consumption, erhob sich die Klage über die Verdienstlosigkeit und Verarmung.

Ausschließlich auf den innern nicht zu vergrößern Bedarf beschränkt, erhielt darum die Stadt in Bezug auf ihre commercielle und industrielle Lage das Prädicat einer „Treibhauspflanze“ und auch in Bezug auf ihre geographische Lage mag sie früher, als sie noch entfernt lag von der Landstraße, diesen Titel verdient haben.

Auch die Bauanlage war nicht minder unglücklich; erst auf einen engen Raum verwiesen, wurde die Stadt immerfort in die Länge gebaut, so daß sie nun eine halbe Stunde Länge und kaum einige Minuten Breite hat. Daher mußte es, anderer Uebelstände ungerechnet, kommen, daß Karlsruhe kaum mehr denn eine Straße besitzt, welche für die Gewerbetreibenden sich eignet, alle übrigen sind mehr oder minder abgelegen, und da es der Stadt an Körper fehlt, und sonach die Straßen sich nicht gehörig kreuzen, so ist es in diesen einzelnen kaum lebhaft, in den übrigen aber mehr oder minder still und ruhig.

Der Mittelpunkt, wo sich in andern Städten Leben und Bewegung concentrirt, ist hier größtentheils von öffentlichen Bauten eingenommen, und ist mehr der Mittelpunkt einer Linie als eines Zirkels. Aber die unglücklichen Folgen, welche aus der Lage und Anlage unserer Stadt bisher drückend auf den Gewerbetreibenden lasteten, sind nun glücklich durch den großartigen Eisenbahnbau beseitigt, und eine neue Zeitrechnung kann für den Gewerbtätigen beginnen, dem Gewerbefleiß ein selbstständiges Fundament gewonnen werden, wenn die dargebotene Gelegenheit benützt werden will. Gerade der frühere Fehler in der Anlage der Stadt erscheint nunmehr als unverhofftes glückliches Ereigniß, denn

durch ihn allein war es noch möglich, den Bahnhof, dieses belebende Element des Verkehrs, dem Mittelpunkt der Stadt anzuschließen, ein Glück, um das uns alle Städte Europa's beneiden müssen.

Als früher über die Wahl des Platzes für den Bahnhof im großen Bürger-Ausschuß debattirt wurde, erhoben sich zwei Stimmen, die eine für die Stelle, auf welcher er nun angelegt ist, die andere für die sogenannte Kirchnalle, beide Stimmen waren aber darüber einverstanden, daß das allgemeine Interesse es erheische, daß derselbe so sehr als möglich dem Centrum genähert werde, und waren nur darin verschiedener Ansicht, wo das richtige Centrum zu suchen sey. Wie dem nun sey, für alle Zukunft ist nunmehr die Lage des Bahnhofs bestimmt, und wenn es eine anerkannte Wahrheit ist, daß es ein Glück sey, denselben im Mittelpunkt zu besitzen, so muß auch allgemein anerkannt werden, daß wir dahin bauen müssen, wo es der Stadt noch an der gehörigen Ausdehnung fehlt, und wodurch wir alsdann bezwecken, daß der Bahnhof, dieses Lebensprincip für die industrielle Thätigkeit, das Centrum unserer Stadt bildet.

Um dieses Ziel zu erreichen, werden an andern Orten Millionen aufgeboden, bei uns bedarf es nur des Willens, einen Fehler zu verbessern, dessen Nachteile nie bestritten worden sind, und dessen Beseitigung Nichts kostet als den einsichtsvollen Willen.

Würde jetzt, bevor sich durch ungeeignete Bauten die Hindernisse häufen, welche später zu beseitigen unmöglich oder doch lästig ist, ein umfassender Stadtplan über die südliche Ausdehnung entworfen, dabei Rücksicht genommen, was voraussichtlich für öffentliche Institute noch nöthig ist, und hierfür die geeigneten Plätze vorbehalten, etwa auch nur modellmäßige Bauten erlaubt werden, so würde eine Stadt entstehen können, die ein harmonisch Ganzes bildete, und der Grundstein könnte gelegt werden für eine neue industrielle Basis, gleich folgenreich jenem, welcher bei ihrer ersten Gründung gelegt wurde. Durch die Einführung der Eisenbahnen hat unsere Vaterstadt eine Lage gewonnen, so glücklich wie keine andere Stadt in Süddeutschland sich dessen rühmen kann, denn sie ist an dem Endpunkt der Wasserstraße (bis zu uns ist der Rhein jederzeit schiffbar) gelegen, erhält nun einen Central-Bahnhof an der frequentesten Straße von Norden nach Süden, in dem schönsten und lebhaftesten Theile von Deutschland, und ihr blüht die gerechte Hoffnung, von der Hauptstraße von Osten nach Westen berührt zu werden, denn Carlsruhe liegt in der geraden Linie von Stuttgart nach Metz und man wird doch von dieser gewiß nicht abgehen wollen, um die Residenz des Landes zu umgehen!

Könnte Carlsruhe schon jezo das Gewicht der Größe und Ausdehnung, deren es fähig ist, oder auch

nur die sichere Erwartung, daß es dahin gelangen werde, bei Bestimmung der Richtung der Bahnlinie, welche Wien mit Paris verbinden wird, in die Waagschale legen, so müßte die Entscheidung um so sicherer günstig für uns ausfallen. Alsdann durch einen Eisenweg mit der Wasserstraße verbunden, würde unsere Lage die beneidenswerteste und für großartige industrielle Unternehmungen die anziehendste und günstigste seyn. Es wird dann eine neue Aera für unsere Vaterstadt beginnen, und die Treibhauspflanze sich kräftig und stark im heimathlichen Boden freier Gewerbsthätigkeit entfalten können.

Aber warum will man den Weg nicht einschlagen, welcher zunächst dahin führt, die künftige Blüthe unserer Vaterstadt zu sichern? warum soll das Gelände brach liegen bleiben, auf dem man die sicherste Nahrungsquelle mit großen Opfern zu Tag gefördert hat? warum soll Carlsruhe gegen Süden keine Ausdehnung erhalten, wo dieselbe am natürlichsten und am dringendsten ist und außer der günstigen Gewerblage auch andere unerschöpfbare Vortheile erzielt werden.

Wir kennen diese Gründe nicht und müssen es innig beklagen, daß es Niemand gefällig ist, solche mitzutheilen, damit sie entweder ihre verdiente Anerkennung finden oder bekämpft werden mögen im Interesse der guten Sache, denn es kann nicht auffallen, wenn der hochwichtigste Gegenstand das Herz dessen bewegt, der es gut meint mit seiner Vaterstadt, und daß man tiefe Besorgniß hegen muß, wenn das Gerücht sich verbreitet, man beabsichtige eine neue Ausdehnung der Stadt auf dem von der Eisenbahnstraße entferntesten Punkte (von der Stephaniensstraße nach dem Hardwalde) während südlich niemals Dauerlaubniß erteilt werden würde.

Wir halten übrigens solche Gerüchte für ungegründet, denn es kann doch unmöglich die Absicht sein, nun, nachdem wir die Hauptstraße erhalten haben, von derselben entfernt, soweit als möglich entfernt zu bauen, ganz wie damals, als Carlsruhe möglichst fern von der Hauptstraße angelegt wurde.

Daß wir übrigens keine Bevormundung üben wollen, wohin oder wohin nicht gebaut werden soll, darüber haben wir uns schon früher ausgesprochen, wir würden es aber für höchst gefährlich halten, wenn durch Beschränkung der Bauconcession die Unternehmer gezwungen werden sollen, ihre Capitalien nur auf den entferntesten Punkten anzulegen, denn der einsamen und abgelegenen Straßen und Wohnungen haben wir bereits zur Genüge. Der Preis solcher Logis, welche für den Gewerbetreibenden rein unpraktisch sind und für Familien den Nachtheil haben, daß Kirche, Schule und Markt so weit entfernt liegen, daß sie beinahe unzugänglich werden, steht bereits so niedrig, daß das Anlage-Capital kaum mehr rentirt; wird von derselben Waare noch

mehr an den Markt gebracht, so ist ein ferneres Sinken kaum zu bezweifeln und wir sind der Ueberzeugung, daß solche Capitalien, weil ein verhältnißmäßig steigendes Bedürfnis für allgemeine Wohnungen kaum zu erwarten steht, nicht unter so günstigen Auspicien angelegt sind, wie wenn solche auf die südliche Ausdehnung der Stadt verwendet werden würden, wo damit vielseitigen Bedürfnissen und Zwecken ohne vermehrten Aufwand entsprochen werden könnte; denn das Gelände vor dem Ettlinger Thor bietet Annehmlichkeiten und Vortheile, welche entfernte Lagen nie und nimmer zu gewähren vermögen.

Unmittelbar am Herzen der Stadt gelegen, bietet dasselbe die bequemste Benützung der öffentlichen Institute, während es auch in anderer Beziehung unlängbar die angenehmste Lage hat, so daß nicht bezweifelt werden kann, daß, wenn dort modellmäßige, dreistöckige Häuser aufgeführt werden, solche von Herrschaften gesucht werden würden, und andere Städte, welche angenehmere Wohnungen, aber bei Weitem nicht die Annehmlichkeiten und Ressourcen anzubieten vermögen, wie die Residenz, ferner nicht mehr siegreich mit uns concurriren könnten.

Auch eine neue Gewerbesage wird bei der südlichen Ausdehnung der Stadt geschaffen und dieser bedürfen wir am dringendsten.

Weder im Staatsdienste noch durch den Feldbau kann die immer sich vermehrende Gesamtzahl der Söhne hiesiger Staatsdiener und Bürger ihre Existenz suchen wollen, sie sind zu einem großen Theil auf die Gewerbe verwiesen, die sie doch nimmer mit Erfolg auf den Endpunkten der Stadt, fern von dem belebenden Princip des Verkehrs, betreiben können.

So steht auch zu erwarten, daß nach wenigen Jahren der ganze Gütertransport von der Eisenbahn in Anspruch genommen wird; es ist darum leicht zu berechnen, wohin sich der Kaufmann künftig, wenn er seinen Vortheil versteht, zu wenden habe, und es sind zudem andere Beweggründe vorhanden, welche den Ausbau südlich für die Folge doch als unabwendbare Nothwendigkeit darstellen.

Solches sind theilweise die Gründe, welche für die Verlängerung der Schloßstraße und den südlichen Ausbau der Stadt sprechen; was wir bis daher dagegen gehört haben, haben wir aus der Ursache übergangen, weil wir unmöglich annehmen konnten, daß dieß bei den Verhandlungen die entscheidenden Motive gewesen seyn könnten. Nun uns aber triftigere Gründe nicht bekannt wurden, berühren wir solche wenigstens flüchtig.

1) Das Ettlinger Thor, dieses kostbare Bauwerk, müsse versezt werden!

Wem in aller Welt wird es aber einfallen ein herrliches Bauwerk, welches eine Zierde unserer Stadt bildet, niederzureißen, oder aber wegen eines solchen die

zeit- und sachgemäße Entwicklung der Stadt selbst aufhalten zu wollen.

Porte St. Martin und Porte St. Denis stehen mitten in Paris als erfreuliche Werke der Kunst, ohne daß man nöthig gefunden hätte, sie niederzureißen, oder durch sie der wachsenden Größe der Stadt Schranken zu setzen. Will das Ettlinger Thor nicht mehr als Thor verwendet werden, so ist es zu andern Zwecken eben so dienlich.

2) Das Gelände vor dem Ettlinger Thor liege zu tief und sey ungesund.

Durch den Bahnhofbau ist bewiesen, daß es zum Bauen benützt werden kann. Gerade durch das Ueberbauen wird und muß die Salubrität gewinnen und der ganze Nachtheil besteht darin, daß der zum Bau nöthige Sand beigeführt werden muß, ein Nachtheil welcher ausschließlich den Bauunternehmer trifft und von ihm, der andern überwiegenden Vortheile wegen, gerne wird getragen werden, endlich

3) die indirecten Abgaben der Stadt könnten nicht mehr so leicht überwacht werden.

Wenn wir dieses auch zugeben wollen, so kann doch ebenso wenig in Abrede gestellt werden, daß sie bei einer geeigneten Einrichtung gleich wohl überwacht werden können, und daß man wegen einer bequemen Controle der städtischen Detrois die Stadt nicht verkümmern lassen kann. Zudem wachsen bei einer sach- und zeitgemäßen Vergrößerung der Stadt auch gleichmäßig die städtischen Einnahmen, und vortheilhaft für sie ist es doch nicht, wenn unsere größten Gewerbe auf der benachbarten Gemarkung sich ansiedeln.

Ueberall wo Bahnhöfe angelegt werden, erstehen Bauanlagen und die Erfahrung lehrt, daß die alten eher dabei gewinnen, denn verlieren. Ueberall dehnen sich die Städte aus über die frühere beengende Grenze und entfalten zeitgemäß die segensreichen Früchte des langen Friedens, nur in den Festungen noch bildet das Thor die hemmende Grenze.

Auch unsere geziemenden Bitten werden Würdigung finden, wenn unsere Mitbürger, die hohe Wichtigkeit dieser Lebensfrage erkennend, mit erneuter Thatkraft mitwirken, zur Grundsteinlegung einer erweiterten industriellen Existenz für uns und unsere Nachkommen.

Möge es darum der Behörde oder einer Privatgesellschaft gefällig sein, einen Preis auszusetzen für denjenigen, welcher, bei freier Concurrenz, den geeignetsten und gediegensten Entwurf liefert, zu einem umfassenden Plan über den künftigen Fort- und Ausbau unserer Stadt, um solchen sodann unserer wohlwollenden hohen Regierung zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen.

Bemerkungen, Wünsche und Anfragen.

Wäre es nicht möglich, die Fußwege auf den Spaziergängen um die Stadt, namentlich auf der Kriegsstraße vom Ettlinger bis zum Mühlburger Thor, etwas fester und gangbarer zu machen? Täglich sieht man Hunderte von Spaziergängern mühsam im Schweiß ihres Angesichtes den Weg durch den lockern Sand dieser Fußpfade suchen, die erst nach längerer Zeit durch die starke Frequenz zusammengetreten werden und angenehm zu begehen sind. Eine Abhilfe möchte leicht zu erlangen seyn durch öfteres Walzen mit der Chauffee- oder Garten-Walze, wofür die Unkosten nicht bedeutend und wohl der Anwendung werth seyn dürften, wenn man bedenkt, daß durch eine einfache Maschine in ganz kurzer Zeit das bewerkstelligt wird, woran das gesammte lustwandelnde Publikum wochenlang gewissermaßen zu tagwerken genöthigt ist. Sincorus.

Künstlerschicksale.

Tief im rauhen romantischen Schwarzwalde, wo das Münsterthal seine letzten üppigen Hügel an die dunkle Bergeskette lehnt und die äußerste Spitze der Waldtrift sich im düstern Tannenwalde verliert, liegt die heimathliche Hütte Herrmann Kloffer's, eines jungen Mannes, dessen Schicksale an langen Winterabenden die Väter ihren Söhnen erzählen und die uns der ehrwürdige Pastor, welcher ihm den Trost der letzten Stunden und das Geleite zum ewigen Ruheplage gab, mittheilte.

Herrmann war der Sohn eines Schullehrers, der seinen Stolz darein setzte, seinem Kinde größere Kenntnisse beizubringen, als sie die Bewohner der stillen Thäler bedürfen; er lehrte ihn das wenige Latein was er selbst verstand, sprach mit ihm französisch, gab ihm Unterricht auf der Violine und ließ ihn in Geschichte und Geographie nicht unbewandert, so daß Herrmann bald von Allen bewundert den Ehrennamen eines: Meister Kloffer erhielt.

Er hatte aber auch nach der Sitte seiner Berge frühe schon mit zarter Hand das scharfe Messer zum Schnitzeln mancherlei Gegenstände aus Tannenholz gebrauchen lernen; feiner und niedlicher als andere erschienen sie nicht nur seinen glücklichen Eltern, sondern Jeder gab ihm diesen Vorzug. Nach und nach gewann er diese Beschäftigung so lieb, daß er nach eigener Erfindung zierliches Spielzeug ausschneidete und immer größere Lust zu Neuem ihn antrieb. Da, als er schon dem Jünglingsalter nahte, erhielt er durch ein Geschäft seines Vaters Gelegenheit, eine kleine Reise nach Basel zu machen. Welch ein Fest für ihn, der so selten seine stille Hütte, noch nie sein friedliches Thal verlassen hatte!

In der großen Stadt, die seine Bewunderung vielfach erregte, hatte er auch Gelegenheit manches schöne gothische Schnitzwerk zu sehen und wie ein Strahl der Erkenntniß erleuchtete ihn plötzlich das Gefühl erhabener Kunst, begriff er was menschliche Geduld und Ausdauer zu leisten vermag. Mit diesem Augenblick war sein Beruf entschieden; weit weg stellte er bei seiner Heimkehr die niedlichen Spielwerke, deren Gelingen bisher seine Freude war; der Jüngling hatte den fleißigen Arbeiter abgestreift, er war zum Künstler geworden. Mit tiefem Sinn faßte er jeden

schönen Gegenstand der sein Auge traf, mit seinen kleinsten Einzelheiten in seine Seele auf, um ihn idealisch geschmückt, aus weichem Holze zu formen.

Man hätte glauben mögen, bei dem bloßen Hauche seines Gedankens forme sich von selbst das Holz nach den Bildern seiner Phantasie; es schienen sich seine Wünsche, seine Gefühle den Gebilden mittheilen, man empfand die Bewegung seiner Seele an der zitternden Hand, die das Messer geführt.

Um die Zeit, da für Herrmann das Licht eines geistigen Lebens hienieden aufging, senkte sich der Todesengel zu seinem Vater nieder, um ihm den Weg zur ungetrübten Ruhe, zum seligen Frieden voranzuleuchten.

Als Vermächtniß ließ er dem geliebten Sohne die Sorge für die alternde Mutter. Diese heilige Pflicht, so süß seinem kindlich guten Herzen, wurde ihm durch den Segen von Oben noch erleichtert. Anfänglich hatte er seine Bildhauereien einem Manne verkauft, der sie mit den plumphen Arbeiten der übrigen Thalbewohner vermischt, auch mit demselben niedrigen Preise bezahlte. Als aber das auffallende Talent in Herrmanns Arbeiten bemerkt wurde, als man in den bedeutendsten Städten Deutschlands vorzüglich Bildhauereien des Künstlers aus dem Schwarzwalde verlangte, bot ihm der Händler das Dreifache, bald das Sechsfache, wenn er ihm nur Arbeit auf Arbeit liefern wolle.

Herrmann meißelte nun mit erhöhter Lust; und wer sollte es ihm verdenken? Behagliche Wohlhabenheit verbreitete sich nach und nach in der kleinen Hütte; neue Festtagskleider schmückten beim Kirchgang ihre Bewohner; neue Geräthe bereicherten die ländliche Einrichtung.

Zwischen Arbeit und harmlosen Freuden floss für Herrmann seine Zeit dahin, und keine materielle Sorge trübte oder störte die Welt seiner Ideale. Während seine gute Mutter für alle äußerlichen Bedürfnisse mit zarter Sorgfalt wachte, konnte er ungestört den Eingebungen seines schöpferischen Geistes lauschen und mit seinem Genie vertraute Zwiesprache halten.

Einst an dem Abende eines schönen Sommertages saß Herrmann vor der Thüre seiner Hütte, nach Schwarzwälder Sitte ein Pfeifchen rauchend; durch die überhängenden Zweige eines uralten Birnbaumes schimmerte die Gluth der untergehenden Sonne und ließ den Sinnenden ungestraft seine Blicke in ihrem Feuermeer, baden. Auf seinen Knien lag die Violine, der er mit der Rechten einige sehnsüchtige Accorde entlockte.

Plötzlich bemerkte er eine, dem Thale fremdartige Erscheinung; ein elegant gekleideter Mann von ungefähr vierzig Jahren, von einem reich betretenen Diener zu Pferde gefolgt, ritt den Fußweg zwischen den Wiesen entlang, und nahm wenige Schritte vor Kloffer's Hütte eine Lognette vor das Auge und musterte die umherliegenden Wohnungen, als ob er etwas suche. Endlich fiel sein Blick auf den dicht vor ihm sitzenden Herrmann.

Ah! hier ist ja, was ich brannte! rief er in französischer Sprache, und sein Pferd in kurzem Schritt dicht vor Herrmann hinreitend, fragte er ihn in gebrochenem Deutsch:

Kann Sie mir sag, wo ich find Herrmann den Scülpteur?

Ich bin es; antwortete Herrmann sich erhebend.

Sie? rief der Fremde, Pardieu! das ist herrlich!

Er schwang sich bei diesen Worten leicht vom Pferde, und warf die Zügel dem Bedienten zu.

Ich komme Sie zu besuchen, Meister Kloffer, sagte er in nachlässigem Tone. Ich bin Franzose — nun, das haben Sie wohl an meinem Deutsch bemerkt — und Sammler von Kunstwerken. Ich habe Ihre Bildhauereien gesehen und wünsche deren zu kaufen.

Herrmann öffnete die Thüre der Hütte und bat ihn einzutreten. Mit flammenden Augen folgte der Fremde in die Schwarz-

geräucherte Stube. „Wie!“ rief er, und musterte verblüfft von oben bis unten das niedere Gemach, den ungeheuern Ofen und die mit weißem Sand abgeriebenen Möbel; „wie, hier arbeiten Sie?“

„Hier am Fenster“; erwiderte Klosser unbefangen, und zeigte nach einem langen Tische auf welchem einige vollendete Schnitzwerke umherstanden; auf der Fußbank desselben lagen zugeschnittene Tannenblöcke, an der Mauer darüber hingen seine feinen Werkzeuge.

Was, Sie haben kein anderes Atelier?

Nein, mein Herr.

Der Raritätenfammer drückte sein Glas an das rechte Auge, warf die Nase auf und blinzelte auf's Neue Alles an.

Wunderbar, murmelte er vor sich hin, in einer solchen Scheune solche Kunstwerke zu machen! — Aber, Meister Herrmann, so glaube ich nennt man Sie — hier fehlt Ihnen ja Alles; hier haben Sie weder Aufmunterung noch Rath —

Ich versuche das was ich sehe, so wie ich es fühle, nachzubilden; erwiderte Herrmann in seiner schlichten Weise. Hier sind Ziegen, die ich nach der Natur meißelte; da ein Stier und ein Kind. —

Reizend! entzündend! unterbrach ihn der Fremde und ergriff hastig die zwei Bildhauereien die ihm Herrmann vorhielt; wie Ein Guß; und diese Feinheit, dieser Ausdruck! Ich behalte sie, welcher Preis?

Herrmann verlangte.

Topp! rief der Franzose, überrascht wie es schien über seinen wohlfeilen Kauf; wissen Sie, bester Meister, daß ich Himmel und Hölle aufgeboten habe, um Sie zu finden? Die Kaufleute in Deutschland, welche Ihre Bildhauereien verkaufen, verbergen Ihren Namen oder wissen ihn nicht, und den Händler, der sie aus erster Hand hat, konnte ich nicht auffinden. Nach vieler Mühe erfuhr ich endlich Ihren Namen, und Aufenthalt und da ich in hiesige Gegend kam, wollte ich Sie natürlich besuchen.

Herrmann verbeugte sich.

Sie ahnen nicht, fuhr der Fremde fort, welchen Ruf Sie schon haben; man reißt sich um Ihre Arbeiten; ich glaube gar welche bei Herrn von Metternich gesehen zu haben. Sie bleiben doch hoffentlich nicht lange mehr hier?

Hier? antwortete Herrmann, entschuldigen Sie, ich werde dieses Thal nicht verlassen.

Wah, Thorheit! Da verlieren Sie ja ihre ganze Zukunft; hier vegetiren Sie wahrhaftig nur.

Ich bin glücklich, mein Herr. Glück! wiederholte auffallend gedehnt der Franzose und musterte durch sein Glas die grobe Tracht Klossers; das heißt philosophisch sein.

Meister; aber wenn Sie nur wenigstens ein Atelier hätten! Neben dem Herde, wo man Sauerkraut und Speck kocht, Kunstwerke meißeln, das kann nur ein Deutscher, apostrophirte er in lautem Selbstgespräche unter mitteleidigem Achselziehen.

In Herrmanns bisher so friedlichem Herzen zuckte es sonderbar; es war das Stechen eines Schmerztes, das Brennen des Unwillens, die Beklemmung des Zweifels; was wollte eigentlich der Fremde?

Unwillkürlich zog sich seine Stirne in Falten und er fragte düster: Was würde ich gewinnen, wenn ich meine Lebensweise mit einer andern vertauschte?

Vor Allem Berühmtheit; bis jetzt kennt man ihre Werke, aber noch nicht Ihren Namen. Sie würden den Ihnen gebührenden Rang einnehmen, mein lieber Meister; Sie würden sich Reichthümer erwerben.

Ruhm und Reichthum? Nein, mein Herr, das ist nicht möglich. Ich wüßte nicht, wie Dieß zu erringen wäre.

Pardieu! rief der Franzose, durch diese Lumpereien da! Wissen Sie denn nicht, daß unserere Künstler heut zu Tage leben, wie vordem die reichen Junker? Man muß die Fortschritte des Jahrhunderts zu benützen wissen, mein lieber Meister, und um es verstehen zu lernen, muß man absolut nach Paris gehen. Kommen Sie mit mir, bester Klosser; ich führe Sie in einen Journalisten-Klub ein, der bald einen zweiten Michel-Angelo aus Ihnen machen wird, und ehe zwei Jahre vergehen, haben Sie Groom und Tilbury.

Sie scherzen, erwiderte Herrmann erheitert, durch des Fremden großen Eifer überzeugt, daß seine Reden kein Spott seyen, wie er vorher geglaubt, aber es verstärkte sich dadurch der Eindruck, den die Möglichkeit ihrer Wahrheit auf sein Gemüth machte.

Ganz und gar nicht, mein Lieber, ich wünschte nur, daß sie den Zufall benützen, der uns zusammengeführt, und daß das Licht nicht länger unter dem Scheffel stehe. Hören Sie meinen Rath, gehen Sie nach Paris.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jägerin.

In den Einöden Amerika's kommen noch alle Tage die romanhaftesten Abenteuer vor. Das Nachstehende ereignete sich vor nicht langer Zeit. Ein gewisser Simons, ein Jäger, hatte sich in Texas, etwa 200 Stunden von der Küste, ein Häuschen in einer Einöde gebaut, und gedachte da mit seiner Frau, zwei Kindern und einem Neger sein Leben zu beschließen. Das Haus stand an der Verbindungsstelle zweier Flüsse auf einer Anhöhe mitten im Walde, und der hintere Theil stieß an einen steilen Abhang, der zu dem Wasser hinunter führte, wo ein Kahn im Gebüsch versteckt lag. Eines Tages nun meldete der Neger, daß sich eine ziemliche Anzahl Wilder zeige, und Simons hatte also nichts Eiligeres zu thun, als seine beiden kleinen Kinder in den Kahn zu bringen und ihnen zu empfehlen, da liegen zu bleiben und keinen Laut von sich zu geben. Dann kehrte er zurück, um seine Frau zu holen, welche das Nothwendigste zusammenpackte. Kaum aber war er in sein Häuschen wieder hineingetreten, als die Indianer erschienen und die Flucht unmöglich machten. Die Thüre wurde so gut als möglich verrammelt, Simons, seine Frau und der Neger griffen zu den Gewehren und empfingen die Feinde mit Kugeln. Hätte das Häuschen einen Ausgang nach Hinten gehabt, so wäre vielleicht noch zu entkommen gewesen; durch die Thüre hinaus zu treten, war dagegen unmöglich, und überdieß ängstigte die Aeltern das Schicksal ihrer Kinder, die in dem Boote sich befanden und jeden Augenblick von den Wilden entdeckt werden konnten. Wer denkt sich die Angst der unglücklichen Mutter, die wußte, daß ihre Kinder in der größten Gefahr schwebten, und ihnen doch nicht zu Hülfe eilen konnte! Unterdeß nähete die Nacht heran, und mit ihr wurde die Lage der Belagerten um Vieles schlimmer, da die Indianer gewiß versuchten, das Häuschen in Brand zu stecken. Es mußte irgend Etwas gethan werden. „Es bleibt nur ein Mittel übrig,“ sagte Simons zu seiner verzweifelten Frau; „ich werde einen Balken an der hintern Wand dieses Hauses durchsägen. Die Wilden beobachten uns auf dieser Seite nicht; du kriechst durch die Oeffnung hinaus, schlüpfst im Gebüsch hin und wirfst das Boot erreichen können, ohne bemerkt zu werden. Du läßt das Boot auf dem Wasser hinunterschwimmen, ohne zu rudern, bis du so weit entfernt bist, daß die Wilden die Ruderschläge nicht mehr

hören. Ich werde unterdessen mit dem Neger die Wilden im Schach zu halten suchen; wenn unser Feuer aufhörte, würden sie sogleich Verdacht schöpfen, und uns bald entdecken. Auch ist das Boot zu klein, als daß wir Alle darin Platz hätten. Ruderst du stark, so wird du nach einigen Stunden zu einer Pflanzung kommen, und die Bewohner derselben werden sich beeilen, uns zu befreien.“

Die Frau willigte in den Vorschlag; es wurde ein Loch in die hintere Wand der Mauer gesägt und die Frau kroch, die Flinte in der Hand, hinaus, gelangte glücklich zu ihren Kindern und ruderte die ganze Nacht hindurch. Früh kam sie an einer Pflanzung an, erzählte ihre Noth und übergab ihre Kinder der Pflege von Frauen, während sie mit den Männern wieder aufbrach, die Wilden zu vertreiben und zu züchtigen. Leider sollte sie ihr Haus nicht wiedersehen; es war, als sie an Ort und Stelle ankam, nur noch ein Trümmer- und Aschenhaufen und einige hundert Schritte davon nagte eine Schaar von Wölfen an einem Leichname, — an dem Leichname des Mannes, den die Frau über Alles in der Welt geliebt hatte. Mit Flintenschüssen mußte sie die Raubthiere vertreiben, um wenigstens die sterblichen Ueberreste des Vaters ihrer Kinder zu erhalten und sie bestatten zu können. Die Verzweiflung warf sie dann auf das Krankenlager, und sie schwebte lange zwischen Tod und Leben. Als sie genas, baute sie mit Hülfe ihrer Freunde an derselben Stelle eine neue Hütte, und ihre einzige Beschäftigung ist nun die Jagd — auf Wilde. Alle Tage streift sie in den Wäldern umher und sie kennt keine andere Freude mehr, als einen ihrer Feinde zu erschließen. Die Wilden fürchten sie wie einen bösen Geist und wagen sich nicht in die Nähe der Wohnung, in welcher sie ihre Kinder im Hasse gegen die Wilden erzieht. Viele Ansiedler haben der muthigen Wittve ihre Hand geboten, aber sie hat alle Anträge dieser Art ausgeschlagen, da, wie sie sagt, ihr Leben keinen andern Zweck mehr hat, als den Tod dessen zu rächen, dem ihr ganzes Herz gehörte.

Wann kommt sich der Mensch am lächerlichsten vor?

Wenn der Mensch früh Morgens vor dem Spiegel sitzt. Der Barbier hat das Gesicht eingeseift; die Nasenspitze wird emporgezogen, und jetzt tritt das Kammermädchen der Braut mit dem Billet von dieser ein. Man springt mit dem halbrasirten Gesicht vom Stuhle auf, der Barbier schmunzelt, das Kammermädchen beißt in das vorgehaltene Schnupftuch: in diesem Momente kommt sich der Mensch am lächerlichsten vor. — Man befindet sich mit mehreren Freunden an einem öffentlichen Vergnügungsorte. In einziger Entfernung, an einem andern Tische, sitzt eine bekannte Physiognomie. Man hat ihr schon dreimal zugenickt, einmal den Hut herabgezogen, mit der Hand zugegrüßt! Jetzt erhebt sich die bekannte Physiognomie und kommt mit der Entschuldigung näher: „Verzeihen Sie, mein Herr, Sie waren so artig, mich zu grüßen, ich aber habe nicht die Ehre.“ — Man stammelt: Entschuldigen Sie — meine Kurzsichtigkeit — ich dachte, ich hielt Sie.“ — „Hat nichts zu sagen,“ stammelt der Andere, — man scheidet! — In diesem Momente kommt sich der Mensch am lächerlichsten vor! — Man kommt in einen Gasthof, in dem man fremd ist. Man ist und trinkt ganz comfortabel, denn man hat Geld in der Tasche. Jetzt kommt es zum Zahlen, der Aufwärter rechnet „einen Thaler und sechs Groschen.“ Man stürzt und wendet sämtliche Taschen, und bringt nicht mehr heraus, als einen Thaler fünf Groschen und sechs Pfennige. Der Kellner lächelt und sagt: „Ich bitte

nächstens.“ In diesem Momente kommt sich der Mensch am lächerlichsten vor! — Man ist in einer glänzenden Gesellschaft zum ersten Male eingeführt. Fünf Töchtern vom Hause, ihren Cousinen, ihren Tanten und zwölf Nieces wurde man bereits vorgestellt; man ist ganz aus den Fugen gegangen durch die vielen Vorstellungsbüchlinge; endlich sitzt Alles im Kreise still und schweigsam herum, denn man will den Neu-Eingeführten sprechen lassen, von dessen Geist man schon so viel gehört hat. Der geistreiche Mann wendet sich endlich an ein ihm zunächst sitzendes, etwas geschickaltenreiches weibliches Wesen mit der Frage: „Haben sich die gnädige Frau während der letzten Badesaison in Ischl gut unterhalten? Die gnädige Frau schien wenigstens.“ — Ein allgemeines Theelöffel-Geklirr läßt den geistreichen Mann nicht ausreden, die Butterbrettmacher fallen in Ohnmacht, denn er hat die jüngste Tochter der Familie als „gnädige Frau“ behandelt. Einige junge Fahnenjunker lachen sehr satyrisch; man will plötzlich aufstehen und tritt dabei das Schößhündchen auf die Pfote, daß es laut jammernd fortkriecht: In diesem Momente kommt sich der Mensch am lächerlichsten vor! — Man sitzt im Theater auf einem Sperrsitze neben einer Dame. Es wird ein Birch-Pfeifferrisches Stück gegeben mit 500 stummen und handelnden Personen. Man möchte so gern wissen, ob das Stück acht oder neun Acte hat; allein man hat vergessen, sich einen Theaterzettel geben zu lassen. Die Dame nebenan hat einen vor sich liegen, man bittet darum und erhält ihn. Im Eifer des Zusehens vergißt man, den Theaterzettel der Dame zurückzustellen. Jetzt will sie selbst wissen, wie der erste Liebhaber heißt, und ersucht um den Theaterzettel. Man ist ganz bestürzt, klappt mit ungeschickter Hand nach dem Theaterzettel, der auf der Galleriebrüstung liegt, und sieht ihn ganz gemächlich der untern Region zuklattern. Das Antlitz der Dame wendet sich nun zu ihrem andern Nachbar! man will nun par force einen Theaterzettel, winkt dem im Hintergrund stehenden Logendienter mit einem bedeutungsvollen: „St — St!“ Da zischt das Auditorium „Ruhe!“ Die Operngucker wenden sich unserm Sperrsitze zu. In diesem Momente kommt sich der Mensch am lächerlichsten vor!

Ein Raubmordversuch.

Zu Anfang Februar d. J. trat der Postreiter Fuhrmann Michel P...y, nachdem er seine Ladung, bestehend in mehreren Zentnern Eisenstangen, in Pesth an die Ordre abgeliefert hatte und dort als Rückfracht Fische lud, glücklich und wohlgenuth seine Reise an. In dem unheimlichen und schon durch manche Raubthaten erschütterten Göder Aocienwäldchen begegnete dem Fuhrmann ein hochstämmiges Weibsbild, das um Aufnahme in den fast leeren Wagen bat und als Fahrgehd sogleich sieben Gulden zu zahlen sich anheischig machte. Der frohe und arglose Bauer schloß den vorthellhaft scheinenden Vertrag ohne Widerrede ab und schob seinen neu acquirirten Reisecompan in den Rüstwagen hinein, wobei aber den Erftern eine ziemliche Furcht beschlich, indem er nur zu gut wahrnahm, daß die feinsollende Dame tüchtige Justensiesel, wie auch Lederhosen trug und überhaupt nicht viel Weiblichkeit verrieth. Aus allem diesem sah nun der eingeschüchterte Kosselentrer, daß seine pseudo-weibliche Gesellschaft nicht ganz geheuer sey und es Noth thue, alle seine Klugheit und den etwaigen Mutterwitz zusammen zu nehmen, um den ihm gelegten Schlingen mit heiler Haut zu entgehen. Unser guter Oberländer Michel, in dessen Ledergurte ein paar tausend Gulden in Verwahr stachen, ermannete sich gänzlich und wußte den inquisitorischen Querfragen des verumminten Straßenindustriellen

so täuschend zu begegnen, daß dieser endlich meinen mochte, an dem Frachter einen unerquicklichen Fang gethan zu haben: deshalb stieg er auch vom Wagen schon herab und wollte sich eben entfernen und lohnendere Abenteuer auffuchen, als in demselben Augenblicke der Nachhemmkettenhaken um seine Ohren schwirrte und ihm einen so derben Schlag versetzte, daß die Schädelknochen brachen und der Stranchdieb tödtlich getroffen, zusammensank, um nie wieder aufzusehen. Nach so heroisch vollbrachter That verließ den geängstigten P...y auch dann die Fassung nicht; denn anstatt in wehmüthige Lamentationen und unnützes Hülfgeschrei auszubringen, packte er den noch zuckenden Leichnam zu den Fischen, hieb kräftig in seinen muntern Klepper ein und flog im saufenden Galopp der fernen Stadt Waizen zu, welche übermäßige Eile ihm allein nur volle Rettung brachte, da sonst eine acht Mann starke Truppe — die Spießgesellen des Erschlagenen — die dem rasch dahinschwebenden Fuhrwerke von weitem nachsetzte und dasselbe mit Flintenkugeln beschoss, den kühnen Verteidiger eines fremden, ihm anvertrauten Gutes leicht beraubt und vielleicht ermordet haben würde. Im sichern Port angekommen, wurde die Leiche dem betreffenden Gerichte überantwortet. Die Untersuchenden fanden an dem Getödteten einen kräftigen starkgliederigen Burschen von zwanzig Jahren; unter dessen adoptirtem Weiberrocke prangte eine hübsche Sammlung von Schieß- und Stüchgewehren; auch entdeckte man eine von Banknoten strotzende Brieftasche, angeblich mit 18,000 fl., unter denen ganz bescheidenlich mehrere — wahrscheinlich von einer kunstgeübten Hand nachgeahmte — Schulzeugnisse verschämt hervorguckten.

Verschiedenes.

— Der Sultan hat einen förmlichen Feldzug gegen die Albanesen, die in ihren Gräueltthaten sich nicht mäßigen können, angeordnet. Zwei Gefechte sind bereits vor sich gegangen, wobei die Türken und Albanesen sich in den Sieg theilten. Der Kaiser von Rußland soll erklärt haben, wenn der Großherr seine christliche Bevölkerung nicht besser in Schutz nehme als seither, so werde er sich in's Mittel legen.

— Die Trauung des Prinzen Luitpold von Bayern mit der Prinzessin Auguste von Toscana hat am 15. April im Dom zu Florenz mit vielem Gepränge stattgefunden.

— Der bekannte Tenorist Rubini, der eine Zeit lang in Gesellschaft des Clavierhelden Liszt reiste, ist zum Chef der kaiserlichen Hofkapelle in Petersburg mit dem Rang eines Obersten ernannt worden und bezieht einen jährlichen Gehalt von 20,000 Rubel.

— Der Lieblingstanz der Deutschen und der Franzosen ist jetzt die böhmische Polka und ein Franzose hat darauf angetragen, diesen Tanz zum französischen Nationaltanz zu machen und zwar deshalb, weil man dabei immer einen Schritt vorwärts und zwei rückwärts mache.

— Die Leipziger Jubilatmesse scheint recht frequent zu werden; von allen Seiten und aus weiter Ferne strömen die Käufer und Verkäufer herbei. Man hat schon Polen, Türken, Kleinasiaten und Persier unter den Messfreunden bemerkt.

— Friedrich der Große redete bei Tafel gern von Schlachten und Siegen. So erzählte er unter andern eine Affaire bei Gelegenheit eines nächtlichen Ueberfalls bis in's kleinste Detail. Nachdem er ausgesprochen, sagte der neben ihm sitzende General Zietzen: „Halten Eure Majestät zu Gnaden, so ist die Sache nicht gewesen; sie trug sich ganz anders zu.“ — „Nun, so erzähle Er

mal.“ Nachdem Zietzen den Vorgang erzählt hatte, wurde der König unwillig und sagte: „Das ist nicht wahr! will Er's besser wissen als ich?“ — „In diesem Falle, ja, Eure Majestät! denn ich selbst habe die Affaire gehabt und ausgeführt. Da eben sehe ich im Nebenzimmer den wachhabenden Wachtmeister Krüger von meinem Regimente, der bei dieser Gelegenheit an meiner Seite brav gefochten hat. Wollen Eure Majestät mir nicht glauben, so gestatten Sie, daß er, der nicht weiß, wovon eben die Rede ist, herantreten und die Sache erzählen darf.“ — „Gut, dann wird Er's hören.“ Mit festem Tritt, kühnem Blick und martialischem Wesen stand der herbeigerufene alte Husar neben dem Stuhle des Königs. Der König sah ihn wohlgefällig an; er hatte die Physiognomie und die Haltung, das charakteristische Gepräge der damaligen großen Zeit. „Krüger,“ redete ihn der König an, „hast Du die und die Affaire mitgemacht?“ — „Ja, Papa.“ — „So erzähle mal!“ — Und ganz einfach erzählte er die Sache gerade so, wie Zietzen. Der König sah ihn verdrüsslich an und sagte: „Krüger, Du lügst!“ Und der Husar trat näher heran, nahm die Gabel des Königs, fuhr damit in die vorkiehende Schüsselfasane und hielt den gespießten Fasan in die Höhe, mit den Worten: „Ich will den Tod an diesem Fasane fressen, wenn ich nicht die Wahrheit gesagt habe!“ Und rechts umkehrend ging er, unter dem beifälligen Lachen der ganzen Tischgesellschaft, mit seiner königlichen Beute auf seinen Posten zurück. Der König selbst lachte herzlich, ließ dem biedern treuherzigen alten Wachtmeister eine Flasche Wein und Kuchen von seiner Tafel bringen und setzte hinzu: „So kenne ich sie, die guten alten, braven Jungs! Nun, Zietzen, eine Prise!“ Und er reichte ihm — was er selten zu thun pflegte — seine Dose.

— Ein junger deutscher Edelmann spielte in einem Badeorte mit seltenem Glücke Roulette und gewann auf einem Siege 30,000 Gulden. Er schließt sein Geld ein, allein Tags darauf ist es verschwunden sammt seinem alten Diener Fris. Nach acht Tagen kam Fris zurück. — Woher kommst Du? ruft ihm der Graf entgegen. — Ich dachte, Herr Graf, Sie würden fortfahren zu spielen und das Geld wieder verlieren; deshalb schaffte ich es zu Ihrem Herrn Vater. Hier ist seine Empfangsbefätigung. — Solche Herrschaft fällt nur einem deutschen Diener ein.

— Obgleich in Paris bei weitem nicht so viel Thee verbraucht wird als in London, und dieses Getränk auch eigentlich nicht zu den Bedürfnissen der Pariser gehört, so hat doch der Gebrauch in den kleinen, besonders in den häuslichen Soirées sehr zugenommen. Besonders bei den großen Soirées aber ist Gesehorenes, welches die Pariser Glaciers sehr künstlich und geschmackvoll zubereiten verstehen, der unentbehrlichste Artikel, um der Luxus erfordert, daß dasselbe in vergoldeten Porzellanschalen und mit vergoldeten Löffeln gereicht werde. Den Reichen verursacht dieser Artikel nicht die geringste Mühe; der Glaciere besorgt und überliefert Alles, sogar die das Gesehorene umherbietenden Livreebedienten. Ueberhaupt hat sich einer, der eine große Soirée gibt, um Nichts zu bekümmern, als um's Zahlen. Ein Tapezier schmückt ihm den Saal aus, ein Blumist liefert die Stauden und Blumen zum Verzieren der Treppen, ein Lampist besorgt die Beleuchtung, ein Patissier hat die Abtheilung der leichten Eswaren, und ein Glaciere, welcher auch meistens Limonadier ist, schafft die Erfrischungen herbei. Soll getanzt werden, so liefert ein Musikunternehmer das Orchester. Vor einigen Jahren hatte ein solcher Unternehmer sogar den Einfall, auf Verlangen junge Tänzer zu liefern. Diese sonderbare Speculation muß aber fehlgeschlagen sein, man hat Nichts weiter davon gehört. (Morgenblatt.)

— Eine wohlherzogene und schöne junge Engländerin hat einen der in London lebenden Djibbeway-Indianer (aus Amerika) ge-

Heirathet. Er heißt „der starke Wind“ (Not—ihn—a—afm) und ist Christ. Seine Haut ist schön kupferfarben, seine Tracht ein blauer soldatischer Ueberrock, zu Scharlachhosen.

— Eine feine Engländerin kam durch Zufall in die Hütte eines irländischen Bauern und sah dort ein Schwein ganz gemächlich am Feuer liegen. „Wie könnt Ihr nun dulden, daß das Thier euch so den Weg versperret?“ — Der Bauer antwortete ruhig: „Ach, gnädige Frau, es muß die Miethe zahlen und da hat es das beste Recht, im Hause geduldet zu werden.“

— Ein Botaniker, der die englische Kolonie am Schwannensflusse in Neuhollland bereist hat, entdeckte daselbst eine Blume, die unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen in periodisch wiederkehrenden Zeiträumen einen Rauch ausstößt, wie Personen, die Tabak rauchen. Der Reisende erschrak anfangs darüber, als er in der Entfernung diese rauchenden Blumen sah und wähnte, in einen Hinterhalt von Wilden gefallen zu sein.

— Quecksilber aus China. Die großen spanischen Quecksilberminen haben seit einer Reihe von Jahren der spanischen Regierung eine Art Monopol im Quecksilberhandel gegeben, da die bisher an andern Orten bearbeiteten Quecksilberminen mit dem ungeheuren Ertrag der Minen von Almaden nicht in Vergleich kommen konnten. Jetzt haben die Engländer angefangen, Quecksilber aus China zu holen, das so rein sein soll als das spanische und bedeutend billiger zu stehen kommt (4½ Sch. oder 2 fl. 30 kr. rhein. das Pfund). Es ist nicht, wie sonst gewöhnlich, in eiserne Kisten gepackt, sondern in hohle Bambusstübe.

— Der Reisende Ignaz Pallone bemerkt in seinem Reiseberichte von Kairo den Nil hinauf nach Kordofan, daß die Einwohner jener Gegend eisernes Geld von 13 bis 18 Unzen Schwere besäßen, welches an die eisernen Münzen der Spartaner erinnere.

— Man hat die Entdeckung gemacht, daß sich die Fische auch außer dem Wasser ganz wohl befinden können. Wenn man sie nämlich in Schnee legt, so erstarren sie augenblicklich, können in diesem Zustande mehre Tagreisen weit transportirt werden, und schwimmen dennoch augenblicklich munter davon, wenn sie wieder in ihr eigenthümliches Element versetzt werden.

Das Lotto und die Lotterie sollen aus Genua stammen, und der Zufall gab die erste Veranlassung zur Einführung. Es wurden in Genua nämlich zweimal des Jahres die Namen von fünf Senatoren, welche an die Stelle der im Amte stehenden zu treten hatten, aus der Wahllurne gezogen. Die Namen, welche sich in der Urne befanden, kannte man, und die Bürger der Stadt sungen unter Anderm an zu wetten, daß der und der Name herauskommen würde. Nach einiger Zeit kamen kluge Leute auf den Einfall, eine Bank für solche Wetten zu halten. Da indes der Staat meinte, dieß sey ein Mißbrauch, so wurden diese Spielbanken verboten; der Gedanke aber trug seine Früchte; man richtete nach diesen Wetten das Lotto ein, das anfangs jährlich nur zweimal gezogen wurde, bis die Spiellust des Volkes immer höher stieg, und die Ziehungen öfter erfolgen mußten. Von Genua aus verbreitete sich das Spiel bald über alle Länder.

— Man kann kein Holz zimmern, „ohne Späne zu machen“ — war die Antwort des russischen Feldmarschalls, Grafen Münnich, auf den Anklagepunkt, daß bei den von ihm gelieferten Schlachten so viele Soldaten geblieben wären.

— Der Talibotbaum. Obrist Campbell erzählt in seinem Werk: Excursions, adventures and field sports in Ceylon:

folgendes: „Ich sah eine erstaunliche Menge der eben so schönen als nützlichen Talibotbäume in der Blüthe. Die meisten bieten ein so merkwürdiges Schauspiel, daß ich meilenweit ging, um sie zu sehen. Die Blätter dieser Bäume sind sehr dünn, leicht und lassen sich wie ein Fächer zusammenschlagen; wenn man sie aufschlägt, bilden sie fast einen vollkommenen Kreis. Einige der größten würden 25 Mann decken, wenn sie eng beisammensehen. Man schneidet sie gewöhnlich in Stücke und nimmt sie auf die Reise mit um sich gegen Regen und Sonne zu schützen. Diese ungeheuren Blätter wachsen, wie die des Palmbaumes, nur auf dem Gipfel der großen Talibots, welche erst mit einem Alter von 100 Jahren Früchte tragen sollen. Die blaßgelben Blumen sind sehr zahlreich und schön, haben aber einen sehr starken und unangenehmen Geruch. Die Frucht, oder vielmehr der Same, ist so groß, wie eine kleine Pflaume; jeder Baum erzeugt eine bedeutende Menge, sobald sie aber reifen, fängt der Baum an abzustorben.“

— Merkwürdiges Mittel gegen die Wasserscheu. Das russische Journal des Ministeriums des Innern vom Januar dieses Jahres enthält eine genaue Schilderung von mehreren Heilungen der Wasserscheu vermittelt einer Euphorbiaart (Euph. villosa et palustris.) Der erste Fall ereignete sich in Podolien, wo sechs Menschen von einem wüthenden Wolf gebissen wurden; fünf derselben wurden gerettet und nur einer, freilich der am schwersten verwundete, starb. Der zweite Fall ereignete sich im Gouvernement Kiew, wo eine wüthende Rahe vier Erwachsene und ein Kind biß. Einer der Erwachsenen wurde auf die gewöhnliche Weise behandelt, die Wasserscheu brach aus und er starb, die andern wurden durch Anwendung der Euphorbia palustris gerettet. Das Verfahren besteht darin, daß man die Hühnerblättern, welche sich bei den Gebissenen unter der Zunge bilden, mit einer glühend gemachten Nadel ausbrennt, die dadurch im Munde entstehenden kleinen Wunden mit einem Aufstrich von Euphorbia auswascht und als inneres Mittel ein Glas von diesem Aufstrich nüchtern trinkt; ein Pfund von diesem Aufstrich bereitet man aus einer Unze Wurzeln in einem verschlossenen, wohl verfräichenen Topf. Dieß Mittel, welches Brechen und manchmal auch Durchfall erzeugt, wird so lange gegeben, bis das Brechen aufhört, was gewöhnlich am dritten oder vierten Tage geschieht. Das Aufhören des Brechens gilt als das Kennzeichen der Vernichtung des Giftes und der Rettung des Kranken. Aus Vorsicht gibt man dem Kranken am neunten Tage noch ein Glas, und wenn es kein Erbrechen mehr zur Folge hat, so ist die Heilung vollendet. Das Heilmittel scheint unter dem Volk von Podolien ziemlich bekannt zu seyn, denn sie brauchen es auch bei dem Vieh, wenn dieß, was nicht selten vorkommt, von wüthenden Thieren gebissen wird.

— Die reichsten Leute. Englische Zeitungen behaupten, daß Arkwright außer seinem Grundbesitz ein Vermögen von sieben Millionen Pfund Sterling hinterlassen. Herr Salomon Heine in Hamburg, der nach der großen Catastrophe in dieser Stadt so viel für das Wohl der unglücklichen Einwohner that, soll ein Vermögen von vier Millionen Pfund Sterling besitzen; Affor, ein geborner Württemberger, der als armer Handwerksbursche nach New York gekommen, gebot über siebenzehn Millionen Dollars die er durch einen ausgebreiteten Pelzhandel mit den Indianer, stämmen des Westens sich erworben hatte. Nach ihm ist Herr Gerard der reichste Mann auf der westlichen Hemisphäre. Erst jetzt läßt der „Morning Herald“ die Familien Barings, Rothschild und Hope folgen.